Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Buchbesprechung: Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

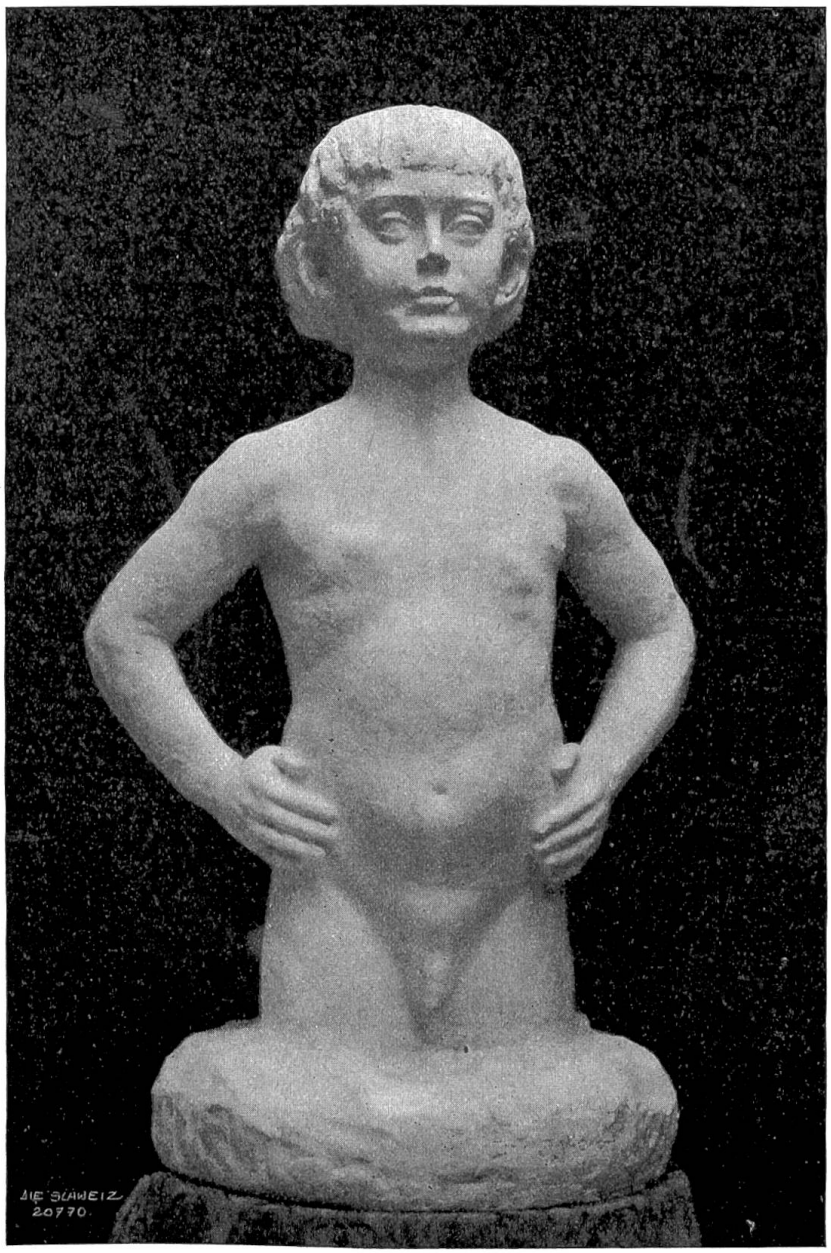
Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

Konrad Bänninger. „Das rechte Leben." Gedichte. Im Rhein-Verlag zu Basel, 1921.

Konrad Bänninger ging nicht den Weg, den, aufgerüttelt, aus dem Behagen geworfen durch die Weltereignisse, die Mehrzahl der heutigen Autoren gehen zu müssen meinte; aber er hält seinen Weg nun für den rechten. Der Weg der andern nämlich führte aus mehr oder weniger geruhsamer Vereinzlung hinaus zur Entdeckung der Gemeingefühle, zum „Sozialismus", zur Menschheit, zu jener nicht ganz unverdächtig einstimmigen Fanfarenmusik, dank welcher viele schlechte Schriftsteller zum erstenmal von sich reden machten, um dann als „gute Menschen" den Dank anderer Guten einzuheimsen, der ihnen von den grausamern und kritischern Geistigen sobald nicht zuteil werden wird.

Bänningers neues Gedichtbuch weist dagegen eher ab von erzwungenen Brüderlichkeiten, damit auch von der Ueberbetonung des Menschtums und der Vergötzung demokratischer Ideale. Dem Erlebnis primitiver Gemeinschaft gab er 1917 in seiner Grenzbesetzungsdichtung „Stille Soldaten" Ausdruck, die in gewissem Betracht zu verstehen sein mag als die Auseinandersetzung eines entwickelten Ich mit den Ansprüchen einer dumpfern Umwelt. Im „Weltgarten" war dieses Ich des Zusammenhangs seiner selbst mit den kosmischen und den irdischen Dingen — was genau genommen dasselbe ist — auf einer höhern Stufe inne geworden; doch zeigte es sich da und dort noch sachbeherrscht, noch von den sinnlichen Rhythmen der Einzelerscheinung gebannt. Erst „Das rechte Leben" gibt zu verstehen, daß der Dichter sich nun ganz im Selbst, im innern Wesensgrund des Geschehens wurzelnd wisse, und seine jetzige Haltung könnte man mit Paul Sabatiers Worten (in seinem schönen Buch über Franz von Assisi) bezeichnen: „Er verzichtet auf alles, um alles in edlerer Weise zu besitzen." Und weiter heißt es an gleicher Stelle: „Die meisten unserer Zeitgenossen befinden sich in dem verhängnisvollen Irrtum, als mehre der Besitz die Genußfähigkeit. Wohl wächst unsere äußere bürgerliche Freiheit; aber in demselben Grade schwindet unsere innere."

„Das rechte Leben" nun führt auf den Weg, den die großen Weisheitlehrer des Ostens und die Mystiker des Westens nicht minder als den der Vollendung erkannt haben. Also, zum Quietismus? zum individualistischen Selbstgenuß? werden die soziologisch Orientierten drohend fragen. Die Wirkung dieser Ausdrücke auf den Denkenden ist durchaus keine schreckschußähnliche. Wer je die Frage „Individuum und Gesamtheit?" eingehend prüfte, der weiß: jede „aktuelle Lebenseinheit" ist als Individualität anzusprechen. Das Leben freilich kann nur von der Totalität her erfaßt werden, indessen: „das persönliche Bewußtsein scheint überall das zu spiegeln, was uns außer uns als letzte



James Vibert, Genf-La Chapelle. **„Der junge Gott".**

unpersönliche Wirklichkeit entgegentritt". Je mehr darum das Einzelbewußtsein sich erweitert, um so tiefer muß die Individualität sich zentrieren, bis sich durch sie schließlich der Grund des Wesens, das Selbst oder Ich, als ein Ueber-Persönliches offenbart.

Von dieser Seins-Lage aus werden naturgemäß nicht mehr die zeitlich sozialen, nur noch die ewig-menschlichen und naturhaft-geistigen Beziehungen erschaut.

Es hieße nun wenig besagen, wenn man auch ergründete, welches Gut indisches und chinesisches Denken, was die deutschen Meister der Vertiefung: Eckhardt, Boehme, Suso, Angelus Silesius und andere dem Dichter Bänninger zugeflößt haben könnten, wofern nicht etwa gar ein einziger, sagen wir Spinoza, genügte, zur vollen Auswirkung des Ich-Nicht-Ich-Erlebnisses in einem Dichter den Anstoß zu leisten. Und nicht viel mehr bedeutete ein Vergleich mit dem, für uns Heutige, treuherzig altertümlichen und doch wieder dialektisch-witzigen Ausdruck der Spruchweisheit des Angelus Silesius; denn Bänninger gibt nicht epigrammatische Prägungen, sondern geht fast stets vom Bildhaften aus, um welches dann, wie vom Dichter ungewollt, der Erkenntnisstoff seine Fäden spinnt. Immerhin ist für diese Gedichte nicht die geschlossene Vision, sondern der dialektische Fortschritt und die Mischung von Bild und Begriff kennzeichnend. Bänninger bedient sich dabei meist vier-, seltener zweizeiliger Strophen in vorzugsweise jambischen Takten.

Die Lebensbilder, die ihn berühren, die er berührt, sind, wie schon im „Weltgarten", die einfachsten und nächsten: der durch die Ranken glänzende See, die prangende Wiese, der Rosenbusch, Vögel und Tiere, das junge Mädchen. Aber eben, kein pantheistisches Sich-Verströmen, auch nicht besinnungsloses Eingehen in die Kreatur, will dieses Buch uns lehren; das „rechte Leben" führt zum Wissen um das Ich des Einzelnen, bei dessen innerstem Verwobensein mit dem All-Ich. Das Sich-Behaupten, Sich-Fassen des Ich vor dem Ansturm des andern, der tausendfältigen Sinnen- und Seelendinge sei aber frei von Gewaltsamkeit, nach innen wie nach außen. Die gewalttätige „Naturbeherrschung" ist bekanntlich christlich-mittelalterlich, oder auch protestantisch modern. Was das „rechte Leben" ausspricht, ist vielleicht zukünftig, vielleicht indisch.

Wenn nun hier einige der Erkenntnisse, an denen das Buch reich ist, aufgezeigt werden, so vergessen wir nicht, daß wir es zuvörderst mit lautern dichterischen Werten zu tun haben; sofern es überdies Weisheit, Lebenslehre enthält, ist es allerdings eine ungewöhnliche Erscheinung.

Gleich das Eingangsgedicht „An einen Freund" mahnt: ohne Rücksicht, Zorn und Not „schrankenlos das Wohlgefallen walten zu lassen", sich ungebunden über menschliche Satzungen zu erheben, das Reich der Dinglichkeiten zu verlassen. Solange sie dich fesseln, wirst nie du erkennen, was du bist, solang an Stoff du willst und Reiz genesen, wirst du dich ewig von dir selber trennen, und was du warst, du bist es nicht gewesen".

„Geheime Kunde" vertraut, daß wir für die Welt „klagenlos erblinden" müssen, um das höchste Gut zu erlangen. „Nie gibt es im Bilde sich zu erkennen, und dennoch suchen wir ein Bild, denn wer es kennt, er möchte gern es nennen, weil es erschöpfend ist und rein und mild." Nach diesen Anweisungen ist ein Zustand zu erstreben, in dem das Ich auf die lockenden Stimmen der Natur nur noch zu erwidern hat:

Ich höre euch mit Tönen überall
und gern, doch bin ich nicht mehr Widerhall.

Nur auf die eignen Töne darf ich hören,
soll, was ich bin, ich selber nicht zerstören.

Wohl bin ich Ton und schaue Kreatur,
doch was ich bin, tönt aus mir selber nur.

Ja, das Ich, das seine Bahn nun kennt, kommt in Versuchung, Gottes selber zu entraten, in der zuversichtlichen Gewißheit: „bin nur ich selbst, und kann nichts andres sein".

Aber doch nicht naturlos, nur naturfrei geworden, findet es sich bald in eine tiefere, magische Lebensgemeinschaft mit allen Dingen versetzt, aus der heraus die Lehre lautet: „Erquicke dich an Farbenreiz und Ton, doch willst du sie, treibst du dich selbst davon."

Die Wiesenblumen seien uns eines der reinsten Bilder des vollkommenen Lebens: „Sie sind im Blühen, sind im Welken nicht, sie sind sich selbst, das unerschöpfte Licht. Sie sind was du, wenn deine Hülle fällt — sind auf der Welt und doch nicht in der Welt."

Das Tagleben der Städte, das Treiben, dem Zwecklichkeit allein das Maß gibt, wo „zum Ziel erstarrt ist, was sich lösen sollte", ist wohl am entferntesten den Bezirken der „seligen Abgeschiedenheit", in welche, wenn auch nur für Stunden, heimzukehren dem dermaligen Europäer so sehr not täte. Gegenüber der Unmöglichkeit, dort etwas zu wecken, wird der Wissende sich bescheiden, denn: „Siehst du Dorf und Stadt im Stoff verkettet, so bist du selber Stoff, wenn du es nicht verträgst."

Gönne dir Rast, sag ab dem Tun und Besitzenwollen; dann erscheint das Wesen: „Wenn alles, was du kanntest, du verbrannt, dann wirst in seinem Lichte du entbrennen." Beständig, eindringlich, bis zur völligen Absage an die Gestalt wiederholt sich die erste und ehrwürdigste aller Geistlehren, verdeutlicht durch einen Kranz der schönsten Gleichnisse aus der geschöpflichen und elementischen Umwelt. Wer sie begriffen hat, in dem wird der übrige Gehalt des „rechten Lebens" schon leise wirksam geworden sein. Konrad Bänninger, der Dichter, schenkte mit dieser künstlerisch vollwertigen Sammlung dem schweizerischen Schrifttum — ob nun bewußt, ob ungewußt und ungewollt — ein Buch dogmenfreier, nur aus den Erfahrungen des Seelengrundes schöpfender Mystik; er als erster vollzog die Wendung.

Siegfried Lang, Zürich.

* * *

Paul Altheer Demokratie im Frack. Satiren auf zeitgemäße Politik. Der Schweizerischen humoristischen Bibliothek erster Band, Zürich, Verlag von Paul Altheer, 1921.

Paul Altheer ist den Lesern wohl kein Unbekannter; wer die „Züricher Post" kennt, kennt auch seine famosen Gelegenheitsgedichte, und wer sich in der schweizerischen Literatur etwas umgesehen hat, dem dürfte seine erste Sammlung satirischer Verse „Der tanzende Pegasus" (Orell Füßli, Zürich) kaum entgangen sein. Die Kenner des „Simplicissimus" aus der Vorkriegszeit werden mit der Erinnerung an Karl Ettlinger, das köstliche „Karlchen", rasch bei der Hand sein; Wilhelm Busch wird dem einen, Heinrich Heine dem andern einfallen, und doch bleibt bei all diesen Reminiszenzen so viel Paul Altheer übrig, daß wir diesen geborenen Satiriker wohl als Schüler, nicht aber als Nachahmer willkommen heißen dürfen. Er erklärt:

Die Hauptsache, wenn er den Stachel versenkt,
Ist dem satirischen Dichter,
Daß sich der Betroffene irgendwas denkt ...
Darum nur veröffentlicht er.

Nun — zum Nachdenken gibt dieses Büchlein politischer Satiren reichlich Gelegenheit Einverstanden braucht man nicht mit allem zu sein; aber Freude haben an den witzigen Pointen und Einfällen, der sprachlichen Gewandtheit und rhythmischen Fertigkeit kann auch der Betroffene, sofern er Humor genug besitzt, sich die eleganten Boshaftigkeiten eines geborenen Skeptikers lächelnd gefallen zu lassen. Und wer hätte den nicht? Selbst wenn ich mehrfach gekrönter Schützenkönig wäre, genösse ich z. B. mit schmunzelndem Behagen die an Dominik Müllers Art gemahnenden Verse „Schützenfeste":

Wiederum, wie stets so hoch in
Einer schönen Sommerszeit,
Schießt man manches tiefe Loch in
Unsere Natürlichkeit.

Dann von Osten bis zum Westen,
Dito nördlich — südlich auch,
Riecht er jetzt nach Schützenfesten
Oder wenigstens nach Rauch.

Ueberall und allerorten
Gibt man Geld und Kräfte aus,
Und mit Kränzen aller Sorten
Wandern „Könige" nach Haus.

H. M.-B.

Berta Gull. Die Dorfherren. Drei Erzählungen. Bern, Verlag Ferdinand Wyß, 1920.

Diese Erzählungen sind schöne, stilechte und „der Hoffnung geweihte" Heimatkunst. Der Wachtelschlag der schweizerischen Dorfidylle durchklingt sie. Ihr eigentliches Thema aber — man kann zu ihrer Charakteristik Gottfried Kellerscher Worte kaum entraten — ist „Gemütersturm". Der Vaterlandsfreund aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist ihr Held. Seine Psychologie ist meisterlich gezeichnet. „Der Rat, der stät im Manne wohnt" — aus der besonderen Not und Logik des Zürcher Oberlandes, aus seinem Witz und Sprachgut, ja dem Horte seiner Sagen bricht er hier hervor. Die Gedankenleistung bodenständig räsonnierender Köpfe ist es, der die Dorfszenen Berta Gulls ihre gestaltenreiche Bewegung verdanken. In ihren Eindruck mischen sich sonntägliche Feld- und Abendstimmungen und Veilchenduft vom Bord sternenüberschimmerter Gehölze, wo junge Liebe Abschiedsweh erleidet. Auswandererlos erwartet den Jüngling, und so rauscht das schöne Kornfeld klagend, und die Dorfglocken läuten Heimweh. Unbedankt von den Alten (Kinderwonne), glüht der Mohn. Weder Orgelklang noch Grillenzirpen vermag die hinter diesen gefurchten Bauernstirnen arbeitenden Pläne und Projekte zu geschweigen. Tyrannisch verwehrt der Geist diesen Dorfherren den Frieden ländlicher Geschicke, er versehrt die Wohlfahrt ihrer Häuser. Sie ermangeln der Treue an Weib und Kindern nicht; kummerzerrissen bezahlen sie mit deren Glück das Gedeihen der Allgemeinheit. Das Verhängnis der Herrsch- und Ehrsucht trifft den Ammann Gamper; während er für sein Dorf Straße und Schulhaus baut, sitzen seine Knaben am Webstuhl; sein Weib, gegen den Niedergang des Hauses machtlos, stirbt verschattet. Das gleiche Los erleidet Gritte, die Frau des Bockenfelix, der, ein armer, verwitterter Graukopf, durch die Dörfer zieht und, mit Keller zu reden, „sein Liebchen, die Freiheit kreuz und quer sucht". Aus altem Hader immer neu in Begeisterungsrausch und strahlende Zuversicht gerissen! In den Eröffnungsgesang des Ustertages mischen die Helden dieser Erzählungen ihre Stimmen; was ihm rief, haben sie lange durchlitten, bedacht und prophezeit. Sie hören die nächtlichen Sturmglocken, die das Oberland zum Zug nach Zürich aufboten, die Kirche und Gefolgschaft ihres Dorfes leidenschaftlich verweigernd. Daß der arme Greis Bockenfelix, mit seiner letzten Kraft nach Bern gepilgert, dort bei der feierlichen Annahme der neuen Bundesverfassung vor Freude stirbt, ist nur ein Zeugnis dafür, wie stark das Pathos dieser volkstümlichen Helden ist.

Berta Gull erhöht ihre Lokalkolorite durch die Einführung des Schloßgartens von Greifensee. Aehnlich wendet sie die Anlage des idealistischen Schulmeisters Besenjoggi, dessen Kindertraumreich jener Garten war, ins Dichterische. Dieses frohsinnigen Schwärmers Glück zerstört sein Weib mit dem Neid der grämlich kleinen Seelen, die schließlich hassen müssen, was sie zu ihrer Verzweiflung nicht nachahmen können. Im Wäldchen neben seinem verödeten Hause schneidet er sich den Wanderstab. Wie dieser reine Tor und „singende Vogel Jupelihe", den in seinen jungen Tagen die Weltseele aus den Augen Pestalozzis angestrahlt hat, in die Weite zieht, traumgestärkt und unfähig, die letzte Hoffnung, nochmals mit Keller zu reden, „böslich verloren zu geben", läßt uns in der früh verstorbenen Berta Gull eine Dichterin beklagen.

Anna Fierz, Unterägeri.

□ □

James Vibert, Genf-La Chapelle. Mutter und Kind.